

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 83 (2022)

Artikel: Ferienjobs in den frühen Sechzigerjahren
Autor: Busslinger, Lorenz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferienjobs in den frühen Sechzigerjahren

Lorenz Busslinger erinnert sich an seine Schulferien zwischen dem fünften und neunten Schuljahr. Für arbeitswillige Buben gab es damals in Adelboden viel zu tun – und viel zu erleben.

In fremden Diensten ... Ausläuferei!

Nein, nicht von *Reisläuferei* will ich hier berichten, da wollen wir den alten Eidgenossen nicht ins Handwerk pfuschen, sondern von der «Ausläuferei». Jedoch: die beiden Tätigkeiten ähneln sich nicht nur phonetisch, sie haben auch sonst zwei identische Ausprägungen: Sie dienen der Erwerbstätigkeit, und zwar «in fremden Diensten ...»

Im Höllen-Gümmel die Halte runter

Ich fahre das Haltesträsschen hinunter! Was heisst hier fahren ... ich gleite, nein, ich fliege auf den Stahlkufen meines Ausläufer-Gybels in einem «Höllen-Gümmel», vorbei an der katholischen Kirche, Richtung Dorf. Auf der Strasse, damals nicht schwarzgeräumt, liegt Splitt, die Funken sprühen. Dann zuunterst das «pièce de résistance», die Linkskurve ums Pfarrhaus herum, es wird eng, die richtige Technik ist gefragt: «ylige», Oberkörper nach links, die Lenkstange und rechte Kufe nach aussen drücken, bis auf den Asphalt, es knirscht und schleift, die Fussgänger bringen sich in Sicherheit, und dann: jii-umm, knapp, buchstäblich auf dem letzten Zaggen «die Kurve gekratzt», dann weiter runter zum Verkehrsbüro.

Schliesslich zielstrebig durchs Dorf, zurück in den Vorschwand zu «Chlöpfis» Lebensmittelgeschäft. Schlitten parkieren, die leere, grosse geflochtenen Korbhutte zurück in den Laden: mission completed – ready für den nächsten Heimlieferungs-Auftrag ... Ausläufer-Alltag in den frühen 60er-Jahren in Adelboden.

Von Sackgält und Ferienjobs

Dann musst du halt «öppis ga verdiene», heisst es, wenn ich mir sehnlichst etwas wünsche, das über ein normales Geschenk zu Weihnachten oder Geburtstag hinausgeht. Und auch wenn ich weiss, dass das Elternhaus oder der Götti eine kleine oder auch grössere Lücke grossherzig schliessen werden, muss ich mir dafür schon selber einen guten Batzen dazuverdienen.

Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, dass wir oder jemand in unserem Freundeskreis zur Schulzeit ein *bedingungsloses Grund-Sackgält* erhalten hätten.

Also – dann mal los auf Arbeitssuche – nach einem guten und möglichst einträglichen Ferienjob!

Neben der klassischen *Ausläuferei* gab es allerdings noch etliche andere Möglichkeiten, sich ein Sackgält zu verdienen. Viele davon konnte ich ergattern – nicht alle waren Traumjobs. Wann genau, wie lange, in welcher Reihenfolge, mit welchen Kollegen, wie wir entlohnt wurden – viele Details weiss ich nicht mehr. Ich habe keine Aufzeichnungen oder Fotos, wie heute, wo alles per Handy für die Ewigkeit dokumentiert ist ... gone with the wind!

Traumjob mit Wunder-Gybel und Korbhutte

Ausläufer beim «Chlöpfi» – dem Comestibles-Laden von Hans Klopfenstein im Vorschwand – ist für mich ein echter Traumjob: Ich bin dauernd *unterwegs*, treffe viele Leute, internationale Gäste, manchmal auch «di Fremde» genannt, sie sprechen Englisch, Französisch, Italienisch, «Hauchdeutsch» sowieso ... Konstant spüre ich den Hauch der grossen weiten Welt. Vor allem im Winter, nicht nur während den Ferien, auch an schulfreien Nachmittagen, samstags sowieso, damals war der Morgen noch nicht schulfrei.

Für die Ausläuferei im Winter haben wir einen speziellen Gybel, eine Art Husky-Schlittenhunde-Schlitten aus Holz. Die Holzkufen sind mit flexiblen Stahlkufen verlängert, auf welchen man stehen und lenken kann – zwischen den Kufen «cha me aagää». Vorne drauf die geflochtene grosse Hutte, mit der wir die Einkäufe zu den Kunden bringen.

Soraya und Ananas

Die Gäste flanieren durchs Dorf. «Lädele» ist schon damals angesagt, ebenfalls das Einkaufen von Lebensmitteln und Delikatessen, welche wir Ausläufer dann zu den Wohnungen bringen. Nicht immer gibt es ein erhofftes Trinkgeld, wenn wir schnaufend mit den Einkäufen an der Haustüre klingeln. Oft öffnen nur *Bedienstete*, welche das Nachtessen zubereiten müssen, bis die *Herrschaften* vom Apéro, vom «Schyne» oder vom Flanieren zurückkommen. Von der Dienerschaft können wir begreiflicherweise kein Trinkgeld erwarten.

Plötzlich macht eine sensationelle Neuigkeit die Runde: Die glamouröse Ex-Kaiserin von Persien, Soraya, weilt in Adelboden! Jeder Ausläufer ist begierig, einen Auftrag zu erhaschen, um mit der prominenten *Bekanntschaft* zu plagieren und möglicherweise mit kaiserlichem «Bakschisch» überhäuft zu werden.

Ob es ein Wunschtraum war oder Wirklichkeit, weiss ich nicht mehr. Aber ich meine, auch einmal eine Hutte voller Köstlichkeiten der vom Schah zwar geschiedenen, aber immer noch offiziellen «Prinzessin von Persien» überbracht zu haben.

Falls ... ist sie sicherlich nicht selbst an der Haustüre erschienen, und ich bekomme sie leider nicht persönlich zu Gesicht – das hätte ich nicht vergessen. Aber ich war doch immerhin an ihrer Haustür – falls ... denn jeder Ausläufer behauptet plötzlich, *bei ihr* gewesen zu sein ... Interessant ist nur, dass dies jeder an einem anderen Ort erlebt haben will: Mal wohnt sie im Hotel, mal im Weidli, mal in der Halten, mal im Schlegeli ...

Südfrüchte und Kolonialwaren

Dafür begegne ich einer anderen *Köstlichkeit* zum ersten Mal in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht: einer «laibhaftigen» Ananas! Natürlich werden wir Kinder auch schon mal mit saftigen, goldenen Ananas-Scheiben verwöhnt, aber die kommen aus der Büchse. Übrigens frage ich mich als Kind immer, warum man einen guten Teil dieser Delikatesse durch ein Loch in der Mitte *vergüdet*.

Ich weiss natürlich auch, dass es eine der exotischen «Südfrüchte und Kolonialwaren» ist, wie dies eine Tafel am Laden von Chlöpfli verspricht, aber ich habe eben bis dato noch nie eine ganze, gewachsene Ananas mit den goldenen Schuppen und der Palmenkrone am Schopf zu Gesicht bekommen. Andächtig verstauen wir die Kostbarkeiten im Korb. Es heisst sorgsam damit umzugehen, «si choschte nämli grad äs bitzi öppis ...»

Nicht auszudenken, hätte ich bei der Auslieferung auf dem rasanten Husky-Gybel irgendwo *die Kurve nicht gekratzt* und die Hutte, samt Ananas, irgendwo in einen Schneehaufen oder an die nächste Hausmauer geknallt.

Nebenjob 007: die Konkurrenz bespitzeln

Hektisch ist es immer am Nachmittag zwischen vier und sieben Uhr: die Haupteinkaufszeit. Ich komme von einer Tour zurück, die mich durch den Schwand führte. Chlöpfli fragt mich, nicht zum ersten Mal: «Hets Lüt ghaa bim Sarbach?» – ein anderes Lebensmittel- und Delikatessengeschäft am Dorfplatz. In meiner jugendlichen Unbekümmertheit weiss ich nicht so recht, was diese Frage soll. Schiebe ich meinen Gybel durch die Dorfstrasse, habe ich alles andere im Kopf, als dem «Sarbach-Godi» in den Laden zu schauen. Aber irgendwie will ich Chlöpfli nicht enttäuschen und sage dann immer frohgemut: «Uh ja, ä pätsch Lüt ...»

Erst später begreife ich, dass ich Chlöpfi, der mich immer gut behandelt hat, mit der Antwort «nii, nät sövel» möglicherweise mehr erfreut hätte ...

«Plätzgen» auf der schönsten Sonnenterrasse

Den intensivsten Ferienjob während der ganzen Sekundarschulzeit verrichte ich auf der für mich *undiskutabel* schönsten Sonnenterrasse im Adelboden: dem Tennisplatz! Mitten im Dorf, unter freiem, tiefblauem Himmel, mit Aussicht vom Bunderspitz über das Lonnermassiv, dem mächtigen Strubel mit den majestätischen Entschligfällen, bis ins ferne Hahnenmoos.

«I gah ga plätzge», sage ich zu Hause zweimal am Tag; mittags um Eins und abends um Acht pflege ich die vier Tennisplätze zusammen mit «Tozy» Toni Zryd, «Schäli» Jean-Rolf Pieren und noch andern.

Mit einem breiten Besen verwischen wir den roten Sand auf dem Mergelboden, mit dem Linienbesen putzen wir anschliessend die aufgenagelten weissen Plastiklinien, und zwar sehr präzise, damit man den Abdruck der «Out»-Bälle klar erkennen kann. Oft, wenn es sehr heiss ist, wässern wir die Plätze mit einem riesigen Wasserschlauch. Ghüder auflesen, Umgebung aufräumen, den Geräteschopf in Schuss halten ... Wir sind alle sehr stolz auf unseren Tennisplatz, hegen und pflegen ihn wie die *Häftlimacher*.

Auch das *Plätzgen* ist für mich ein absoluter Traumjob – eher Tummelplatz denn Arbeit. Jeden Abend kann ich mich «am Ahti» davonmachen und mir dadurch einen gewissen Ausgang verschaffen. Und als *Plätzger* sind wir sehr privilegiert: Wir dürfen auf den Plätzen gratis Tennis spielen, solange sie nicht anderweitig reserviert sind.

Verschossene und verschissene Bälle

Auf dem Platz 1 ist in der Hauptsaison ein Tennislehrer am Werk. Als Ballbuben verdienen wir etwas dazu: einen Franken pro Unterrichtsstunde. Ein mühsamer und langweiliger Job. Die Stunden wollen nicht vergehen. Viele Kunden des Tennislehrers sind blutige Anfänger, viele Bälle steigen kometenhaft via Stratosphäre über den drei Meter hohen Drahtzaun und landen unten, wo damals das Gemeindehaus noch nicht steht, in Büschlens Weidematte.

Abends müssen wir dort die verschossenen Tennisbälle suchen, und nicht wenige liegen in einem «Chueplütter». Im Tennis-Schopf waschen wir die versch ... Bälle in einem alten Malerchübel, und oft danach auch noch unsere eigenen, *chueplütter-verschandelten* weissen Tennisschuhe.

Rubis Milchbüechli-Abrechnung ... und Sonderzulage

Jährlich findet damals ein internationales Tennisturnier mit bekannten Stars statt. Beim Tennisplatz gibt es keine Zuschauertribüne, nur ein paar Bankreihen aus roh gezimmerten Brettern, keine eigentliche Turnier-Infrastruktur. Ob dies der Grund ist, weiss ich nicht – jedenfalls überlebt das Tennisturnier nicht sehr lange und wandert später wohl nach Gstaad ab.

Auch hier sind wir *Plätzger* als Ballbuben engagiert, auch hier zu einem Lohn von einem Franken pro Stunde. Aber die Spiele sind interessant, und als begeisterte Tennisspieler können wir von den Stars manches «abggugge».

Nach dem Turnier traben wir ins Verkehrsbüro, um unseren Lohn abzuholen. Kurdirektor Fred Rubi, der in diesen Jahren so ziemlich für alles selbst zuständig ist, öffnet eine Schublade an seinem Schreibtisch und fördert einen Stapel *Milchbüechleni* zu Tage: Schwimmbad-Genossenschaft: nein, Kunsteisbahn: nein, Skilifte: nein – aha ... hier: Tennisplatz! Er blättert darin herum, findet die akribisch aufgeschriebenen Stunden für jeden Ballbuben und händigt uns, natürlich in bar, unseren Lohn in Heller und Pfennig aus.

An der Wand in seinem Büro hat es eine imposante Beige mit Schachteln à je sechs Tennisbällen, die am Turnier benutzt wurden. Ziemlich viele, denn immer nach sieben Games heisst es: *new balls please*.

Für uns junge Tennisspieler sind diese teuren Bälle immer noch *nigel-nagel-neu* und heiss begehrt. Nach dem Erhalt unseres Lohnes stehen wir noch etwas betreten herum. «Ischt no eppis?» fragt Rubi in seiner bekannt trockenen Art ... «Aha ...» meint er dann, da er uns längst durchschaut hat: «... heider oppa no äs paar Bälleni wellen?»

Mit je zwei Schachteln der kostbaren Tretorn, Slazenger oder Dunlop traben wir glücklich davon.

Tschechischer Damengriff

Profi-Tennisspieler werden von den Ausrüstern zwecks Reklame gratis mit ihren Markenartikeln beliefert. Top-Stars verdienen gut, die weniger erfolgreichen müssen sich oft regelrecht durchschlagen. «Schynts» sei es üblich, dass diese ihre Sportgeräte oftmals günstig für ein bisschen Bargeld verscherbeln, vernehme ich. Nach dem Turnier komme ich mit einer tschechischen Spielerin ins Gespräch, mit einem für mich damals exotischen, aber wohlklingenden Namen. Sie würde mir ihr Raquet, ein wunderschönes *Wilson*, ganz aus Holz gebaut, für einen Schnäppchenpreis überlassen – seit langem wünsche ich mir ein eigenes Raquet. Die Dame ist gross, sehr schlank und hübsch. Ich probiere

das Raquet: Der Griff ist eigentlich zu dünn, selbst für meine noch jugendliche Faust. Ich zögere ...

Da sagt sie in gebrochenem Deutsch: «W'eisst du, frücherrr man Raquet ch'egriffen mit Faust, abrr ch'eute, modern, man Raquet ch'alten mit offene Ch'and ... Finggerr spreizen, Zeigefinggerr gestreckt, dann Ballführung villl bessrrrr ... schau, so.»

Sie stellt sich hinter mich, umfasst mich mit ihren langen Armen und modelliert meine rechte Hand um das Raquet – Finger geöffnet, Zeigefinger gestreckt ... und WAOU!

Das schmale Damen-Raquet liegt perfekt in meiner Hand. Ich bin hin und weg – vom neuen «tschechischen Damengriff», aber nicht nur ...

Minigolf, Buchhaltung und Riesensandwich

«Nei Buebe, so geit das natürlid», sagt uns Herr Gygax, Hotelier vom Hotel Huldi, als wir ihm am Abend nach dem ersten Tag als Minigolf-Kassierer die Einnahmen vom Tag übergeben.

1958 wird unterhalb des Hotels eine Minigolf-Anlage gebaut, wunderschön in den Hang Richtung Gruebi-Bad, mit Bäumen besetzt. Wegen der Hanglage ist es schwierig, die Bahnen jeden Frühling in der Waagerechten zu halten, im Gegensatz zu den Anlagen im Unterland, welche schwimmend gebaut sind und mittels Stellschrauben gerichtet werden können.

Diesen Sommer bin ich zusammen mit «Schäli» Pieren für Unterhalt, Betrieb und Kasse verantwortlich. Vormittags befreien wir die Anlage von Ästen und reinigen sie – oft müssen wir mit Wasser dahinter. Dann vermieten wir die Schläger und Bälle an die Gäste. Eine Runde kostete laut Herrn Gygax so um einen bis maximal zwei Franken. Manchmal wird ein Bälli verloren oder eines gefunden; das wird dann extra abgerechnet.

Wir sind begeistert, jedenfalls zu Beginn: Wer spielt nicht gerne gratis Minigolf, wenn gerade keine Kundschaft «ume isch». Doch mit der Zeit wird der Job ziemlich mühsam, denn die Präsenzzeiten sind lang: Das Minigolf öffnet bereits am Vormittag und ist offen bis in die frühen Abendstunden. Zum Glück sind wir zu zweit, so können wir uns abwechseln.

Als Kasse erhalten wir eine alte Zigarrenkiste mit etwas Wechselgeld. Nach einem langen ersten Tag schliessen wir die Anlage gegen 22 Uhr und übergeben Herrn Gygax, der noch immer in voller Kochmontur in der Küche arbeitet, mit Stolz die ziemlich gut gefüllte Zigarrenkiste. Er nimmt unser Tagesgeschäft entgegen und stochert mit dem Finger in der Kiste umher, als suche er etwas ...

«Nei Buebe, so geit das natürli nid», meint er bestimmt, aber nicht unfreundlich: «Schaut – da unten drin ist ein Blöckli und ein Bleistift. Da müsst ihr alles aufschreiben:

Erst zählt ihr das Wechselgeld, dann notiert ihr alle Einnahmen, allenfalls auch Ausgaben, wenn jemand ein Bälli findet, dann die Rückgabe des Depots für die Schläger, und am Schluss zählt ihr alles zusammen, macht einen Strich darunter und kontrolliert, ob es aufgeht!»

Wieder etwas gelernt fürs Leben – Buchhaltung, Lektion 1: «Das Kassenbuch». Dann drückt uns Herr Gygax beiden ein riesiges Sandwich in die Hände und entlässt uns nach Hause.

Die Sandwiches warten dann den ganzen Sommer lang jeden Abend in der Küche auf uns, ob Herr Gygax persönlich da ist oder nicht.

Vom Tellerwäscher zum ... Geldschürfer

In den Sommerferien starte ich meine Karriere «Vom Tellerwäscher zum ...» im Hotel Alpenruhe, heute Hotel Crystal. Ein elender Job! In der engen Küche im Untergeschoss stapeln sich Türme von Tellern, Pfannen, Gläser und Horden von Schöpflöffeln, Messern und Besteck – alles fettig und ölig, «nät igetlig gluschtig».

Während Stunden kämpfe ich mich durch diese Berge, verbrauche literweise Spülmittel, meine Hände sind bald gerötet und rau ... Jeder, der es tatsächlich vom *Tellerwäscher zum Millionär* geschafft hat, verdient meinen Respekt!

Bevor ich mit dem Abwasch beginne, bringe ich die «Luna-Bar» auf Vordermann: Aufräumen, Leergut entsorgen, Aschenbecher leeren, Tische putzen: Es riecht nach Rauch, abgestandenem Bier und sonstigen *Gerüchen* der durchtanzten Nacht.

Die Luna-Bar ist das hoteleigene, kleine Nachtlokal. Ein bisschen abseits vom Schwand, von der Strasse her etwas versteckt im Sous-Sol. Im Eingang steht eine «Wurlitzer» – ein Musikautomat. Nach einem Vorhang ein paar Tische und Bänke und zuhinterst eine kleine, halbrunde Bar, an der Decke die damals für Tanzlokale obligate, sich drehende Glaskugel. Dann ... die Attraktion: seitlich, fast wandfüllend, eine Bergsilhouette, aus Metall – hinter der, an einem raffinierten Gestänge, plötzlich ein Vollmond aufgeht und sich, mystisch beleuchtet, langsam über den Berghimmel bewegt ... deshalb: «Luna-Bar».

Nach den Aufräumarbeiten nehme ich den Boden nass auf. Überrascht finde ich unter den Tischen und Bänken verstreutes Kleingeld, es wird ja ausschliesslich mit Bargeld bezahlt. Ich lege das Geld auf die zuvor blankgeputzte Bartheke.

Schliesslich taucht die verschlafene Barmaid auf, mustert mich und

sagt: «Ahh, du bisch der «Putzi»... das isch flott, dass du mier gyng so schöö ufrumsch u suber putzisch ... wiisch was: Daas wo du am Bode uflisich, chasch du bhaa ... das isch «Usi-Gält» va däne, wa mengisch nät äso guet ufpassse bim Zale – ig sälber ggugge scho zu mym Gält!» Damit werde ich zum *Geldschürfer* ... dabei geht es mir eigentlich gar nicht ums Geld. Ich stürze mich einfach mit Eifer in die Putzerei, gespannt, welche Schätze ich wohl heute zu Tage schürfe ... Heute wird zunehmend bargeldlos bezahlt, und der Boden wird wohl nicht mehr von Hand, sondern mit dem Nass-Staubsauger aufgenommen ... nichts mehr mit Geldschürfen für einen eifrigen «Putzi».

Arbeitslos!

Nach den Sommerferien verleidet mir die mühsame *Abwäscherei* in der engen Küche endgültig. Ich suche mir deshalb für den Winter einen neuen Job. Der Blumenladen unterhalb der «Vigge» beim heutigen Coop sucht einen Ausläufer für die Advents- und Weihnachtszeit. Warum weiss ich nicht, aber offenbar werden die Blumen, die Weihnachtsdekorationen und sogar die Adventskränze immer gleich mitgenommen – ich habe praktisch null Arbeit als Ausläufer. Kein Ausliefern, keine Stunden, kein Trinkgeld und daher kein Einkommen. Die Ladenbesitzerin hat Bedauern mit mir und sagt: «De chasch du mier ja im Lade ä chli zur Hand gah.» Ich soll ihr helfen, heiss gemachte Drähte in die Kerzen zu stechen, damit sie auf den Ästen und Dekorationen montiert werden können. Ich bin etwas ungeschickt und sprengte bei zwei Kerzen den Boden ab. «Hoppla ...» meint die Frau, «die kann ich jetzt nicht mehr verkaufen.»

Ich habe ein schlechtes Gewissen, aber gewiss auch kein Geld, um ihr den Schaden zu bezahlen. Sie sagt dann zu mir: «Wiisch was, we du scho nüt chasch verdiene bi mier, darfsch du di beide Cherzi dir Muetter zur Wienachte schenke.»

Meine Mutter hatte Freude, trotz den «Blätzeni». Aber Verdienst hatte ich trotzdem keinen, und schliesslich musste ich den Job mangels Arbeit an den Nagel hängen – die übrigen «Stellen» im Schwand waren bereits vergeben ... *arbeitslos!*

Von singenden Mandel-Naschern zum Schneemann

Schwein gehabt – das Tea Room Schmid, rsp. die zugehörige Bäckerei-Konditorei, sucht einen Helfer für die Backstube.

Auch hier muss ich ab und zu abwaschen: Auch hier *Klebriges*, aber zum Glück nichts Fettiges und Öliges – sondern nur: *Leckeres*: Schüsseln mit Resten von Cremen, Schokolade, Vanille und was die tüchtigen

Konditorgesellen in der Backstube so alles an Süßem kreieren ... reine Schleckereien!

Ich lerne auch Kuchenböden für die Schwarzwäldertorten zu 3-teilen, Nussgipfel zu formen und: Höhepunkt des Vertrauens – kleine Verzierungen mit Nidle und zuweilen sogar Marzipan an den *Stückli* anzubringen.

Heute aber muss ich zusammen mit dem zweiten *Backstuben-Ferienjöbler* Mandeln mahlen, in einem Nebenraum, wo sonst niemand arbeitet. Aus einem riesigen Sack füllen wir mit einer Kelle die Mandeln in den Trichter der Mahlmaschine ... wir füllen, es mahlt, wir füllen, es mahlt. Wie sagt man so schön: «iima der Späck dür d Schnure zieh ...» Anders gesagt, absolut unmöglich, diesen Riesensack zu verarbeiten, ohne dass wir uns an den Mandeln vergreifen und genüsslich naschen!

Nicht umsonst hat uns der Bäcker befohlen, während dieser Prozedur dauernd zu singen oder zu pfeifen. «Was das den Mandeln bringen soll», fragen wir aufmüpfig, da wir das Manöver längst durchschaut haben. «Das Mandelmehl wird dann «viil finner», wenn sie beim Mahlen Musik hören», erklärt uns der Beck verschwörerisch. Auch wir werden zu Verschwörern ... immer wenn einer von uns eine Mandel *stibitzt*, pfeife ich oder mein Compagnon einfach ein bisschen lauter ... Aber ohalätz, der Bäcker *tscheggt* das jeweils sofort und ruft laut: «zwöi-stimmig, Buebe, zwöi-stimmig ...»

Nach einem sonntäglichen Kirchgang streune ich mit Pöiki durchs Dorf mit der Hoffnung auf *Action*. Wegen dem Kirchgang sind wir besser gekleidet als sonst. Pöiki trägt sogar ein «Röcki». Begeistert erzähle ich ihm von meiner *süssen Beschäftigung*. Aus Neugier steigen wir runter zur Backstube, und: Überraschung, die Türe ist nicht abgeschlossen. Neugierig nehmen wir «es Nischi» in der aufgeräumten, aber wie immer gut riechenden Backstube.

Am Ende des langen Konditoren-Arbeitstisches stehen fünf grosse Alu-Rahmbläser, die ich am Tag zuvor peinlichst genau gewaschen, geschrubbt und getrocknet habe. «Die müesse im Fall gyng absolut suber gwäsche wärde, wäge de Bakterie» hat mir der Bäcker eingebleut. Ich ergreife einen der Bläser, richte ihn nach *Wildwestmanier*, wer hat nicht als Kind auch mal Revolverhelden imitiert, auf Pöiki und sage: «Hände hoch ...!» Gelassen meint Pöiki: «Die chlepfe imel nät», und weil er sich nicht rührt, drücke ich ab.

«Gchlepft hets zwar nät», aber weil der Bäcker die Bläser am Abend zuvor offenbar aufgefüllt hat, steht Pöiki plötzlich von oben bis unten eingeschneit als *Schneemann* vor mir.

Am Sandstrand von Rimini

Im Sommer nach Rimini: nein, nicht nötig, haben wir doch das *undiskutabel* schönste Alpenbad, mit Sandstrand, gleich hier im Adelboden – und der Sand stamme «schynts» tatsächlich von Rimini.

Im Sommer bin ich Kabinenbub im «Schwimmpi»: im Gruebi-Bad. Mit Abstand der erfrischendste und angenehmste Ferienjob. Wir sind oft nur stundenweise eingeteilt, je nach Wetter, dadurch kommen wir trotz Ferienjob zu viel Freizeit, und: wir dürfen den ganzen Sommer das Schwimmpi gratis benutzen.

Leider gibt es den Sandstrand zu meiner Zeit nur noch vom Hörensagen. Aber auch ohne ihn fühlen wir uns im Gruebi-Bad wie am Strand von Rimini.

Für dies und jenes gehen wir dem Bademeister zur Hand. Meistens aber arbeiten wir Kabinenbuben in den neun allgemeinen Wechselkabinen. Diese verfügen über eine Öffnung in der Wand, mit einem Metall-Schieber zu uns in die Garderobe. Per Klingel leuchtet auf unserer Seite ein Lämpchen, der Schieber wird entriegelt und wir händigen den Badegästen einen metallenen, nummerierten Kleiderbügel aus. Daran hängt ein brauner Stoffsack mit einigen Taschen und einem kleinen, dreieckigen Plastiknummerli für die Gäste, damit wir später in der Garderobe die richtigen Kleider wieder finden.

Manche Mädchen und Damen klemmen das Plastiknummerli mit dem Metallclip neckischerweise an den Träger ihres Bikinis.

Die Konzerte auf dem Musikpavillon gibt es zu meiner Zeit auch nicht mehr. Aber oben, um den Pavillon herum, steht dafür eine runde Hecke, wo man sich trefflich verstecken und den totalen Überblick bewahren kann, wenn man sich mal ungestört mit jemandem absondern will.

Italienische Parkplatzbewirtschaftung

Zwischendurch amte ich als *Hilfs-Sheriff*, sprich Parkwächter im Dorf. Zusammen mit Kollegen und dem «alten Godi», unserem Chef, *mänätschen* wir die Parkplätze unterhalb des Tennisplatzes, auf dem Märitplatz und an sonstigen Standorten. Dazu erhalten wir ein Funkgerät, das wir uns über die Schulter hängen können. Es ist grau, hat die Grösse eines mittleren Schueltheks und ein beachtliches Gewicht – sensationell für uns Burschen und topmodern zu jener Zeit: Wir sind mächtig stolz «u gmiint».

Wir funken wie die Wilden hin und her: «Hesch du no Platz?» funke ich meinen Kollegen auf dem Märitplatz an, obwohl an diesem Tag noch kaum Autos unterwegs sind.

Aber Achtung: Bei der Funkerei gibt es strikte Anmelde- und Antwortvorschriften auf italienisch. «Quattro, quattro, risponde ...» will heissen: Station 4, antworten! «Capito cinque, risponde ...» Verstanden Station 5, «ja, chasch mer no äs paar uehilaa!»

In der Mittagspause schleppe ich das Funkgerät mit nach Hause und lasse es im Gang stehen, natürlich eingeschaltet, so dass man das Knistern und das italienische Hin-und-Her-Gefunke beim Essen hören kann – offenbar will ich Eindruck machen! Meinen Eltern und Geschwistern ist es wohl eher lästig, aber sie wollen mir meine Wichtigtuerei nicht «vernütigen» und lassen mich gewähren.

Bügler im Bedli – ein Zuckerschlecken?

«I gah ga bügle» ist meine früheste «buchstäbliche» Ferienbeschäftigung – und *nein*, ein Zuckerschlecken ist es nicht. Heute würde man es vielleicht fast als *Kinderarbeit* einstufen.

Ob das Synonym «bügle» für «arbeiten» vom *Bügler* im Bedli oder doch eher vom *Anbügeln* am Skilift stammt, habe ich nicht recherchiert. Wahrscheinlich beides nicht, denn im Unterland, wo es weder ein *Bedli* noch Skilifte hat, müssen die Leute ebenfalls «ga bügle».

Im «Bedli», wie wir Einheimischen die Mineral- und Heilquellen AG benamen, wird in jenen Jahren das *undiskutabel* beste Mineralwasser abgefüllt: «Quellfrisch aus den Bergen», in Einliter-Glasflaschen mit Bügelverschluss. Der Bügel wird von Hand an die Flasche montiert, das ist unser Job. Die Keramik-Bügel sind mit einem roten Dichtungsgummi versehen, ebenfalls von Hand montiert durch die *Gümmeler*.

Fast unvorstellbar, wenn man bedenkt, wie die kleinen Finger den harten *Gümel* mit dem Loch in der Mitte über den Nocken des Bügels drücken müssen – und zwar stundenlang!

50 Rappen ungefähr, jedenfalls nicht viel mehr, bekommen wir dafür in der Stunde! Trotzdem: Das *Bedli* muss die Jugendlichen nicht zwingen, der Job ist begehrt.

Als Bügler braucht man ein bisschen mehr Kraft und einen Kniff: Der Metallbügel wird zwischen Daumen und Zeigefinger gefasst und mit einem kleinen Ruck in die Aussparungen der Glasflasche eingerastet. Wer den Kniff nicht sauber beherrscht, hat abends an Daumen und Zeigefinger mindestens «Blaateri, u miischtens hets og äs bitzi bblüetet ...» Kaum ein Anfänger bleibt davon verschont, aber ich kann mich nicht erinnern, dass einer jemals gejammert hätte – sonst ist nämlich der Job dahin.

Und *ja*, ein Zuckerschlecken ist es eben doch: Wir sind eine fröhliche Bande, Buben und auch Mädchen. Die Arbeit erfolgt im Estrich ober-

halb der «Sirupküche», wo Gerhard Burn vom Weidli die Konzentrate für die süssen Limonaden zusammenmischt. Es braucht viel Zucker: Neben uns im Estrich ist das Zuckerlager; ein riesiger Metalltrichter gefüllt mit Zucker führt hinunter in die Sirupküche und in die Abfüllerei. Wir Gümmler und Bügler sitzen um den Trichter herum, regelmässig stecken wir unsere Finger in den Zucker und schlecken ihn ab. Manch einer, dem es am Abend nicht mehr so richtig wohl ist, leidet nicht an den Blessuren vom Gümmler und Bügler, sondern wohl eher vom *Zuckerschläcke*...

Tempi passati – d Zyt vergiit ...

Die beiden Lebensmittel- und Delikatessengeschäfte mit «Kolonialwaren und Südfrüchten» an der Dorfstrasse gibt es nicht mehr. Die Luna-Bar auch nicht mehr ... Trotzdem:

- * Das Gruebi-Bad als *undiskutabel* schönstes Alpenbad ist 2019 nach einer grossartigen Rettungsaktion im strahlenden, ursprünglichen Glanze wiederauferstanden.
- * Im Bedli wird nach wie vor das *undiskutabel* beste Mineralwasser abgefüllt: «Quellfrisch aus den Bergen ...»
- * Und immer noch begeistern die vier Tennisplätze auf der *undiskutabel* schönsten Sonnenterrasse im Adelboden: mitten im Dorf, unter freiem, tiefblauem Himmel, mit Aussicht vom Bunderspitz über das Lonnermassiv, den mächtigen Strubel mit den majestätischen Entschligfällen, bis ins ferne Hahnenmoos ...

... tragen wir Sorge dazu!

Lorenz Busslinger

Der Autor beschreibt seine persönlichen Erinnerungen, ohne Recherche oder Befragungen von Dritten. Die Erinnerungen sind dementsprechend lückenhaft und vielleicht auch einmal unpräzise.